
Einleitung

Margret Kraul

Allgemeinbildende Privatschulen erleben in den letzten zwanzig Jahren einen Boom: Sowohl ihr prozentualer Anteil an allen allgemeinbildenden Schulen ist in diesem Zeitraum gestiegen – er hat sich von 4,5 % auf 10,2 % sogar mehr als verdoppelt – als auch der prozentuale Anteil der PrivatschülerInnen, der sich von 4,8 % auf 8,5 % erhöht hat. Dass der Löwenanteil dieses Anstiegs auf die Schulsituation in den neuen Bundesländern entfällt, ist dem dortigen Nachholbedarf geschuldet: Erst nach der Wende wurden private allgemeinbildende Schulen zugelassen. Der große Anstieg der Privatschulen ruft in jüngster Zeit entsprechende Forschungen auf den Plan. Nachdem es im Zuge von PISA schon relativ bald um Leistungsvergleiche zwischen öffentlichen und privaten Schulen (Dronkers und Avram 2009; OECD 2012; Pfeffermann und Landsman 2011; Weiß und Preuschoff 2003, 2006; Weiß 2013) gegangen war, findet sich gleichsam als eine Art Initialzündung zu einer umfassenderen Debatte ein Themenheft in der Zeitschrift für Pädagogik (2009), in dem die deutsche Entwicklung vor dem Hintergrund der rechtlichen Stellung der Privatschulen aufgegriffen und in einen internationalen Kontext gestellt wird. In eine ähnliche Richtung geht, ebenfalls im Jahr 2009, ein weiteres Heft der Zeitschrift für Pädagogik, das sich der Thematik von Elite und Exzellenz widmet und dabei u. a. auf die aktuelle Entwicklung im Privatschulwesen rekurriert. Es sind die „impliziten vertikalen Differenzen“ (Helsper 2009b, S. 167) innerhalb einer Schulform, die der besonderen Aufmerksamkeit bedürfen und die Frage mit sich bringen, inwiefern solche Differenzen auf die Trägerschaft einer Schule zurückgehen. Derartige Aufrisse des Themas führen – notwendigerweise – zur Formulierung von Forschungsdesiderata. Sie wurden in den letzten Jahren mit unterschiedlicher Intensität bearbeitet und in ihren ersten Ergebnissen in einem informativen Sammelband von Heiner Ullrich und Susanne Strunck (2012) zusammengefügt. Ein breites Spektrum verschiedener privater Schulen wird dort unter den Aspekten von Trägerschaft und Profil vorgestellt und in verfassungsrechtliche

Gegebenheiten¹, den Vergleich der Bildungsqualität an öffentlichen und privaten Schulen, aber auch in Diskussionen um Eliteanspruch und Bildungsgerechtigkeit eingeordnet (vgl. Gürlevik 2013). In Einzelstudien wird vor allem auf die Diskussion um soziale Ungleichheit eingegangen, für deren Verschärfung Privatschulen häufig als Auslöser gesehen werden (vgl. Giesinger 2009; Meyer und Streim 2013; Jungbauer-Gans et al. 2012; Lohmann et al. 2009). Und nicht zuletzt werden Elternperspektiven aufgenommen: So werden Orientierungen von Privatschulleitern an einer freien Schule rekonstruiert (vgl. Trumpa 2010) oder elterliche Motive für oder gegen Privatschulen erhoben (vgl. Suter 2013).

In dem hier vorgelegten Band² werden verschiedene Bereiche aufgegriffen, die in ihrer Verzahnung miteinander verdeutlicht werden sollen. Nicht die einzelnen Ausformungen von privaten Schulen stehen im Vordergrund, sondern die Konsequenzen, die Privatschulen für das Bildungssystem sowie die an Bildung Beteiligten haben. Dieses Zusammenspiel, ein Wechsel zwischen Makro-, Meso- und Mikroebene, wird in den einzelnen Beiträgen deutlich gemacht. Unterschiedliche Aspekte werden dabei aufgenommen: an erster Stelle die Kontextuierung der Privatschulen in dem jeweiligen regionalen Schulangebot. Sie ist entscheidend für Status und Ansehen der Privatschulen und trägt wesentlich dazu bei, sie als exklusive Schulen oder „nur“ als profilbezogene Ergänzung des öffentlichen Schulangebots wahrzunehmen. Auch die Frage nach der Beziehung zwischen Ökonomisierung und Privatisierung berührt das Bildungssystem als Ganzes: Welche Konsequenzen hat es, wenn bestimmte Bereiche der Bildung im privaten Sektor angesiedelt sind, ihr Zugang damit an finanzielle Mittel gebunden ist? Erlangen sie durch die Privatisierung eine besondere Gestaltungsfreiheit, jenseits aller staatlichen Normierungen, oder bestimmen – einhergehend mit der Privatisierung – ökonomisch geprägte Curricula diese Bildungsinstitutionen? Besonders deutlich wird der Bezug auf das Gesamtsystem, wenn die Nischen, in denen sich private Schulen ansiedeln, dem Bildungssystem in seiner bisherigen Ausgestaltung Veränderungen aufzwingen. An entscheidender Stelle für alle diese Entwicklungen stehen Eltern als Akteure: Ihre Wünsche und Orientierungen, vor allem ihre Wahlentscheidungen, beeinflussen das Bedingungsgefüge des Bildungssystems, so dass auch von ihrer Seite letztlich

-
- 1 Zur rechtlichen Stellung der Privatschulen siehe vor allem: Avenarius, Hermann; Pieroth, Bodo; Barczak, Tristan (2012): Die Herausforderung des öffentlichen Schulwesens durch private Schulen. Die freien Schulen in der Standortkonkurrenz. Baden-Baden: Nomos (Studien zum Schul- und Bildungsrecht, 2).
 - 2 Bei den Aufsätzen in diesem Band handelt es sich weitgehend um die überarbeiteten Beiträge der Tagung „Privatschulen: Chancen und Probleme“, die am 5. und 6. Februar 2014 an der Georg-August-Universität Göttingen stattgefunden hat. Die Beiträge von Krüger et al. sowie von Weiß sind neu hinzugekommen.

das Bildungssystem als Ganzes tangiert wird. Wie eng die Bezüge zwischen den einzelnen Aspekten sind, mag im Folgenden an der Vorstellung der einzelnen Beiträge deutlich werden.

Privatschulen werden im allgemeinen Verständnis häufig mit Eliteschulen gleichgesetzt. Es wird eine bestimmte Klientel assoziiert, vielleicht auch ein Unterricht, der darauf abzielt, Kenntnisse, Habitus und Netzwerke zu vermitteln, die zu einer herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung führen. Die Vielfältigkeit von Privatschulen bleibt dabei häufig hinter solchen Vorurteilen zurück. So wird der vorliegende Band denn auch folgerichtig durch einen Beitrag (Margret Kraul) eingeleitet, der die Vielfalt von privaten Schulen, aufgezeigt am Beispiel Niedersachsens, zum Thema hat. Die Vielfalt der Schulformen im privaten Sektor ist zwar ein bundesweites Phänomen – und überraschend ist dabei vor allem der große Anteil privater Förderschulen; für die Erarbeitung der Gründungsmuster bietet sich jedoch eine exemplarische Analyse eines Bundeslandes an. Am Beispiel der Region Niedersachsen wird daher geklärt, wann und unter welchen je spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen in den letzten hundert Jahren private Schulen gegründet wurden. Die historische Sicht zeigt, in welcher Weise staatliche und private Schulträger in ihrer Entwicklung voneinander abhängen. So gab es zur Substituierung des staatlichen Bildungssystems im 19. Jahrhundert bis zu dessen endgültigem Ausbau in der Weimarer Republik eine große Anzahl von Privatschulen, die aber ihrerseits – wie etwa die höheren Mädchenschulen – durchaus an staatlicher Regelung interessiert waren, verhiess sie doch Anerkennung und Berechtigungen, ein Kennzeichen des deutschen Bildungssystems. Diese Bewegung, die von dem privaten Bereich in die Staatlichkeit verlief, scheint sich in jüngster Zeit umzukehren: Nicht mehr die Berechtigungen verheißende Staatlichkeit der Schulen, die immer mit Normierung und Reglementierung verbunden ist, gilt als Allheilmittel für Bildung, sondern die Selbstverantwortung der Beteiligten, die mit privater Trägerschaft, in jüngster Zeit vor allem im Bereich privater Grundschulen, Freiräume alternativer Curricula und Methoden verbinden. In dem Beitrag von Kraul, aber auch in den Beiträgen von Ullrich, Ostner und Köppe (in diesem Band) wird die letzte Konstellation mehrfach aufgenommen und weitergehend analysiert.

Die nächsten drei Beiträge, die Privatschulen unter dem Aspekt von Elite und Exzellenz untersuchen, haben ihren Fokus auf dem Sekundarbereich, binden ihre Ausführungen aber jeweils in die regionalen Bildungskontexte ein. Helsper et al. stellen die Frage, wie sich unterschiedliche Gymnasien im Wettbewerb miteinander in zwei städtischen Bildungsregionen positionieren und – vor allem – welche Rolle in diesem Konzert die jeweiligen privaten Gymnasien spielen. Dabei unterscheiden die AutorInnen zwei Formen des Wettbewerbs: Zum einen geht es um die Sicherung der Schülerzahlen, zum anderen um die Passung der SchülerInnen zu der

jeweiligen Schule. Während die Gymnasien in freier Trägerschaft im Wettbewerb um SchülerInnen in beiden Bildungsregionen nicht gefährdet sind, sind sie einer starken Konkurrenz mit den anderen Gymnasien ausgesetzt, wenn es darum geht, die „richtigen“ SchülerInnen zu rekrutieren (S. 52). Hier wird deutlich, dass die „Positionierung von Gymnasien in freier Trägerschaft (...) ausschließlich in Relation zu anderen, spezifisch profilierten (...) öffentlichen Gymnasien“ erfolgt (S. 60). Auch Zymek betont, dass sich die Profile der Schulen aus deren jeweiligen Kontexten ergeben, wobei rechtliche, politische, soziale, aber auch pragmatische Faktoren eine Rolle spielten. Für drei Städte – York (UK), Basel (CH) und Münster (D) – listet er zunächst das lokale öffentliche und private Schulangebot auf, um dann im Einzelnen zu analysieren, welche Auswirkungen die Internationalisierungsprozesse der letzten Jahre auf die Angebotsstruktur haben. Dabei profitierten Privatschulen, so Zymek, in zweierlei Hinsicht von der Internationalisierung: Zum einen gründe man in jenen Stadtteilen Privatschulen, in denen Schulen von besonders vielen Kindern aus Migrantenfamilien besucht würden, zum anderen führe die gewünschte Internationalität und Weltläufigkeit von Fachkräften und Leistungsträgern zur Gründung von Internationalen Schulen. Darauf, wie diese internationalen Schulen aus Schülersicht wahrgenommen werden, gehen Heinz-Hermann Krüger et al. ein. Schulkulturen und Bildungsverläufe bilden einen Fokus ihres Beitrags, verdeutlicht an SchülerInnen einer International School in einer westdeutschen Großstadt. Aus ethnographischen Beobachtungen sowie der Analyse des Schulleiterinterviews rekonstruieren sie vier zentrale Ideen des schulkulturellen Selbstkonzepts: individuelles Wachsenlassen, academic excellence, lifelong learning und educational excellence sowie die Idee des world citizenship, gepaart mit international mindedness; alle im Übrigen mehr oder weniger vom Ökonomisierungsdiskurs durchsetzt und damit in gewisser Weise „Trendsetter einer Vermarktlichung des zeitgenössischen Bildungssystems“ (S. 94). Vor diesem Hintergrund werden unterschiedliche Bildungsorientierungen ausgewählter SchülerInnen dargestellt. Als Gemeinsamkeit lässt sich festhalten, dass alle SchülerInnen den Wunsch haben, nach der Schule im Ausland zu studieren; aus dem schulischen Selbstkonzept aber sind letztlich, wenn auch insgesamt im ökonomischen Kontext angesiedelt, jeweils unterschiedliche Aspekte für sie von Bedeutung.

Klaus-Jürgen Tillmann greift in seinem Kommentar vor allem die Frage nach der Konkurrenz um Schüler im (privaten) gymnasialen Bereich auf. Dabei konstatiert er, dass eine Konzentration besonders leistungsstarker Schüler auf der einen Seite auf der anderen Seite Schulen nach sich zieht, auf denen sich besonders schwache SchülerInnen sammeln. Zugleich berichtet er von einem Gegenmodell, einer Privatschule, die ihren pädagogischen Freiraum dahingehend nutzt, sich – statt sich von dem Leistungskriterium leiten zu lassen – der sozialen Verantwortung zu

stellen und Kinder aus allen Schichten aufzunehmen. Ungeachtet solcher (Einzel-) Initiativen aber sieht er als „Trendsetter“ der Privatschulen eher die internationalen Schulen mit all ihren Konsequenzen für das Schulsystem wie auch für die Identität der SchülerInnen (S. 104).

In dem zweiten Abschnitt stehen zwei Privatschulformen zur Diskussion, die das Spektrum unterschiedlicher Schulen beispielhaft aufgreifen: konfessionell getragene – in vielen Ländern die etabliertesten und am weitesten verbreiteten – und im maximalen Kontrast dazu, eine der neueren Formen auf dem Bildungsmarkt mit einer GmbH als Träger und dem Anspruch auf Internationalität, hier exemplifiziert an den Phorms-Schulen. Beide Beiträge, vor allem der von Carsten Breyde zu den Phorms-Schulen, beziehen sich auf Grund der Forschungslage vorrangig auf die Programmatik der von ihnen vorgestellten Ausprägungen. Thomas Koinzer fragt in seinem Beitrag – auf der Folie verschiedener konfessioneller Schulen – nach deren *Proprium*. Wie changieren sie zwischen der Herausforderung, gelebten Glauben zu dokumentieren, und der, sich als gute Schule zu verstehen? Auf unterschiedlichen Ebenen untersucht er, was es mit dem *Proprium* auf sich hat: auf der programmatischen Ebene ebenso wie auf der empirischen. Schon auf der programmatischen wird die Anlehnung an jene Konzepte deutlich, die in der gegenwärtigen Diskussion für „gute Schulen“ stehen, und erst recht erhärtet sich dieser Befund bei einem Blick in die Schulrealität: Dass das Kind (als Geschöpf Gottes) in seiner Individualität bejaht und der Mensch in seiner Ganzheitlichkeit gesehen wird, dürfte noch „kein dezidiertes Alleinstellungsmerkmal christlich-konfessioneller Schulen“ sein. Vielmehr führten „pädagogisch-weltanschauliche Orientierungen und Überzeugungen in christlich-konfessionellen Schulen“ – so Thomas Koinzer – dazu, dass diese „im reformpädagogischen Mainstream zwar eine gewichtige Position“ einnehmen, „aber den ‚gelebten Glauben‘ im täglichen Arbeiten und Leben marginalisier[t]en“ (S. 118). Gewählt würden sie vorrangig, weil sie als „gute Schulen“ wahrgenommen und geschätzt würden. Es ist dieses Dilemma, entstanden aus einem paradoxen Bedingungsgefüge zwischen Evangelium und der Organisation Schule, das Thomas Koinzer in seinem Beitrag analysiert und das verdeutlicht, wie das *Proprium* konfessioneller Schulen zum Etikett für gute Schulen umfunktionalisiert wird. Carsten Breyde hingegen verweist aus der Innensicht von Phorms auf die mit diesen Schulen verbundenen Konzepte wie das der Bilingualität und listet die Vorteile der Phorms-Organisationsstruktur für die Einzelschulen auf, u. a. die Möglichkeit, sich voll und ganz auf pädagogische Aufgaben konzentrieren zu können, weil alle Verwaltungsaufgaben gleichsam outgesourct werden. Dem Vorwurf der Gewinnorientierung, der den Phorms-Schulen häufig aufgrund ihrer am Unternehmertum orientierten Struktur gemacht würde, stellt er sich jedoch entschieden entgegen; seien doch alle Phorms-Schulen als Ersatzschulen anerkannt, womit sich eo ipso die Gewinnorientierung verbäte.

Heinz-Hermann Krüger unterzieht in seinem Kommentar die beiden Beiträge einer kritischen Außensicht und schließt zwei Thesen an, die er mit weiteren, z. T. eigenen Studien belegt: Als erstes nimmt er den Bezug auf das Gesamtsystem Bildung auf und behauptet, dass Privatschulen in konfessioneller Trägerschaft, erst recht aber internationale wie die Phorms-Schulen zur „Reproduktion von sozialer Ungleichheit im Bildungssystem“ (S. 134) beitragen. An zweiter Stelle lenkt er den Blick auf die Aufnahmekriterien von konfessionellen und international orientierten Privatschulen und führt, wiederum auf der Grundlage weiterer Studien, aus, dass hier nicht „meritokratische(n) Prinzipien standardisierter Leistungsmessung“ im Vordergrund stehen, „sondern diese eher auf undurchsichtigen Verfahren habituell Abtastung basieren“ (ebd.). Mit seinen Thesen unterstreicht Krüger einmal mehr die Notwendigkeit zu empirischen Forschungen, die auch die Bedeutung der schulischen Bildungsansprüche für die jeweilige Klientel sowie „Distinktionskämpfe und institutionelle(n) Absatzbewegungen zwischen den privaten und den staatlichen Schulen“ (S. 135) aufnehmen müssten.

In den beiden ersten Kapiteln wird unter verschiedenen Aspekten bereits die Frage nach der Ökonomie gestreift: Krüger et al. sehen das schulkulturelle Konzept der Internationalen Schulen mehr oder weniger von einem Ökonomisierungsdiskurs durchsetzt; Breyde nimmt die Ökonomisierung mit der Heuschreckenmetapher ironisch und zugleich selbststilisierend auf, und Krüger konstatiert schließlich in seinem Kommentar eine vertikale, nicht zuletzt auf ökonomischem Kapital beruhende Hierarchisierung innerhalb der einzelnen Bildungsgänge. Das dritte Kapitel des Buches widmet sich daher explizit der Ökonomisierung des Schulsystems: Wird ihr durch private Schulen Vorschub geleistet?

Fragt man sich, „mit welchen Konnotationen Ökonomisierung jeweils verbunden ist, so steht auf der einen Seite die generelle Befürchtung, Wirtschaft sei mit „Eigennutz, Begehrlichkeit und Habgier“ verbunden, auf der anderen Seite wird sie aber auch als „Produktion und Distribution knapper Güter zur Deckung elementarer und kultureller menschlicher Bedürfnisse“ gesehen, die dazu dient, eine gelegentliche Ressourcenverschwendung im Sinne der Gemeinschaft zu verhindern? Die Diskussion einer solchen antagonistischen Gegenüberstellung von Bildung und Ökonomie, bei der Bildung als „Hort (reiner) Menschlichkeit“ fungiert, die Ökonomie dagegen etwas Inhumanes verkörpert (vgl. Heid 2007, S. 62ff.), ist jedoch für die Verfasser der Beiträge in diesem Band nicht das Thema. Sie widmen sich vielmehr aus ökonomischer Sicht dem Zusammenhang von Bildung und Ökonomie und richten den Blick auf Kosten, Effizienz sowie Qualität öffentlicher und privater Bildungseinrichtungen bzw. analysieren Marketingstrategien im (privaten) Weiterbildungsbereich. Dabei greifen sie unterschiedliche Segmente des Systems auf: Manfred Weiß verdeutlicht seine Ausführungen am allgemeinbildenden

Schulsystem, das in Deutschland nach wie vor überwiegend öffentlich ist; Thomas Eckert und Rudolf Tippelt werfen ihren Blick auf Bildung über die Lebenszeit und betrachten die beiden Pole des Lebenslaufs, die weitgehend in privater Hand sind: die Vorschulerziehung und die Erwachsenen-/Weiterbildung.

Manfred Weiß' bildungsökonomische Diskussion von Privatschulen ist dabei von einem kritischen Blick auf eine Reihe von Hypothesen geleitet, die auf Vorteile privater Schulen in Bezug auf Kosten- und Leistungseffizienz sowie deren positive Auswirkungen auf das öffentliche Schulsystem im Sinne eines „innovations- und leistungsfördernden Wettbewerbsdruck[s]“ (S. 146) abheben. Anhand empirischer Untersuchungen belegt er, dass private Schulen weder ein „vergleichbares Leistungsergebnis kostengünstiger erbringen“ noch „bei vergleichbaren Kosten ein höheres Leistungsniveau erreichen als öffentliche Schulen“ (S. 140). Was das Leistungsniveau betreffe, so seien es „Selektivität und Selbstselektivität“, in deren Folge eine „vorteilhaftere Schülerzusammensetzung“ entstehe, die ihrerseits Leistungsunterschiede erkläre (S. 144). In Bezug auf die Wettbewerbswirksamkeit setzt sich Weiß mit unterschiedlichen Positionen in der Literatur auseinander, resümiert dann jedoch seinerseits, dass sich durch Privatschulen unabhängig von jeder „Wettbewerbslogik (...) ein bildungspolitisch unerwünschter Effekt“ (S. 148) abzeichne: nämlich die Verhinderung des schulischen Integrationsauftrags. Darüber hinaus diskutiert er auf der Basis verschiedener Rechenmodelle die Finanzierung von Privatschulen, einschließlich der Frage, welches Schulgeld angemessen sei und stellt als Ergebnis einer neuen Untersuchung heraus, dass Schulgeld für die Nutzung eines privaten Bildungsangebots eine weit geringere Rolle spielt als gemeinhin angenommen.

Für Thomas Eckert und Rudolf Tippelt steht dagegen die Analyse der marktähnlichen Strukturen in dem vorwiegend privaten Segment der Weiterbildung im Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Ihr Beitrag ist fokussiert auf den Wettbewerb zwischen einzelnen Institutionen und deren Akzeptanz durch die Adressaten, die – wie in privaten Schulen – in der Regel an der Finanzierung beteiligt werden. An zwei Beispielen belegen die Autoren detailliert die Mechanismen des Marktes, machen deutlich, wie mit Hilfe von Bildungsmarketing neue Zielgruppen erschlossen und Marktlücken identifiziert, aber auch die Bedürfnisse der Adressaten aufgenommen werden können. Damit stellen sie das Verhältnis von Bildung und Ökonomie als eine Art produktiver Verbindung dar, zugleich als ein Vorgehen, das durchaus als „exemplarisch aufgefasst werden kann für Entwicklungen, die in adaptierter Form auch in anderen Teilen des Bildungssystems stattfinden können“ (S. 159) und durch den demographischen Wandel und die derzeit vorherrschende Orientierung an dem Governance-Konzept ihrer Ansicht nach kaum vermeidbar sind.

Hans Merkens greift in seinem Kommentar die Thesen der beiden Beiträge auf und stellt jeweils weiterführende Überlegungen an. Die von Eckert und Tippelt ihren

Ausführungen vorangestellte Annahme, dass mit einer Zunahme ökonomischer Handlungslogiken vermutlich eine Abnahme pädagogischer Handlungslogiken verbunden sei, diskutiert er sowohl auf der Ebene der Vorschulerziehung als auch auf der der Weiterbildung. Seine kritische Position begründet er mit dem Verweis auf die Anwendung des Subsidiaritätsprinzips und der staatlichen Regulierung in den beiden ausgewählten Bereichen. Sowohl das Subsidiaritätsprinzip als auch die staatliche Regulierung fördern seiner Ansicht nach, entgegen der Annahme von Eckert und Tippelt, die pädagogischen anstelle der ökonomischen Handlungslogiken. Im Anschluss an die von Weiß in den Vordergrund gestellten Kosten-, Effizienz- und Leistungsvergleiche wirft Merkens die schwierige Frage des „Outcome“ auf und regt an, zu überprüfen, „ob sich beim Outcome (...) keine günstigen Effekte“, etwa über „soft Skills, die bei Karrieren eine Rolle spielen“, für Privatschulen nachweisen lassen könnten (S. 173).

Der demographische Wandel und seine Auswirkungen auf das öffentliche wie das private Bildungssystem stehen im nächsten Abschnitt im Vordergrund. Ernst Rösner belegt dieses Zusammenspiel am Beispiel der Sekundarstufen, Heiner Ullrich zieht paradigmatisch die Entwicklung in den Grundschulen heran. Gymnasien, so Ernst Rösners Ausgangsthese, haben nach wie vor eine außerordentlich große Attraktivität; sie verfügen über ein weitreichendes „parteiübergreifendes Unterstützungspotenzial“ und zeichnen sich „durch eine bemerkenswert hohe Anpassungsfähigkeit“ aus (S. 179). Die Attraktivität dieser Schulform gilt einmal mehr für private Gymnasien. Was aber sind die Folgen dieser elterlichen Sicht für die kommunale Schulpolitik, wenn die Wertschätzung privater Gymnasien einhergeht mit einem starken demographischen Wandel? Was Rösner hier präsentiert, ist nahezu ein Kabinettstückchen, das belegt, wie in zwei Kommunen im Kreis Höxter (NRW) „das Zusammenwirken starker Privatschulangebote bei sehr ungünstigen demographischen Bedingungen“ (S. 183) zu einer Situation geführt hat, in der private und öffentliche Gymnasien in eine Konkurrenz geraten sind, die insofern zu Lasten der öffentlichen Gymnasien ausgegangen ist, als – durch die Schließung der öffentlichen Gymnasien – der einzige öffentliche Bildungsweg zum Abitur nun der einer Gesamtschule ist.

Heiner Ullrich hat sich der starken Expansion von privaten Grundschulen, die er mit dem Etikett der „nachmoderne[n] Dorfschule“ belegt, gewidmet. Ausgangspunkt ist die Situation in ländlich strukturierten Gebieten im Osten Deutschlands, wo sich der demographische Wandel besonders eklatant niederschlägt, was zur Schließung öffentlicher Grundschulen, die an eine bestimmte Schülerzahl gebunden sind, führt. In der Folge werden – teilweise in denselben Gebäuden – private Grundschulen, die nicht auf eine Mindestschülerzahl angewiesen sind, wiedereröffnet: Sie sind nicht nur wohnortnah, sondern locken auch mit reformpädagogischen Orientierungen.

Ihr Anteil beträgt in den ländlich strukturierten Gebieten inzwischen fast 10 %. Das Problem, das Heiner Ullrich aufzeigt, besteht darin, dass die privaten Grundschulen in dünn besiedelten Gegenden die öffentlichen nicht nur ersetzen, sondern vereinzelt auch die nächstgelegenen öffentlichen Schulen verdrängen, die nun ihrerseits auch nicht mehr auf die nötige Mindestschülerzahl bauen können. Damit werden Folgen der Privatschulgründungen für das System deutlich. Hinzu kommt die Frage nach der Qualität der neuen „Dorfschulen“: Ist die gewährleistet, wenn die Schulen so klein sind, dass keine Jahrgangsklassen – einst als große Errungenschaft in der Didaktik gefeiert – bestehen können? Oder kommt den Erwartungen der Eltern diese fast familiäre Kleinheit besonders entgegen? An drei ausgewählten Fällen beleuchtet Heiner Ullrich diese Gründungen in den „Nischen“ und reflektiert, „ob dieser neue Typus der nachmodernen privaten Dorfschule nur ein Intermezzo in (...) der ostdeutschen Schullandschaft darstellt oder ob er auch schon als ein aussichtsreicher schulischer Akteur im rapide fortschreitenden demographischen Wandel der westdeutschen Flächenstaaten gelten darf“.

Johannes Bellmann greift in seinem Kommentar die übergreifenden Isomorphien zwischen privaten und öffentlichen Schulen sowie die in beiden Beiträgen belegten wechselseitigen dynamischen Verflechtungen von Schulstandorten und Einzugsgebieten auf, aus denen die Privatschulen offenkundig häufig als Gewinner hervorgehen. Zur Klärung dieses Befunds verweist er auf den „Wandel von Staatlichkeit“ und den damit verbundenen „steuerungspolitische[n] Paradigmenwechsel“ (S. 203). Der Staat sei, so Bellmann im Anschluss an Schuppert (2007), zum „Gewährleistungsstaat“ geworden, der ein „bestimmtes Angebot zur Erfüllung öffentlicher Aufgaben“ erbringe, ohne selbst der Anbieter sein zu müssen oder zu wollen, betreibe also eine Art „Outsourcing“ an private Anbieter (S. 204). Die aber versuchten sich ihrerseits mit reformpädagogischen Programmatiken als attraktives Angebot darzustellen und würden auch so wahrgenommen, ungeachtet der Tatsache, dass auch Schulen in öffentlicher Trägerschaft sich dem reformpädagogischen Duktus verpflichtet fühlten. Aus der Angleichung zwischen Schulen in privater und öffentlicher Trägerschaft leitet Bellmann seine These ab, dass „der steuerungspolitische Kontext (...) einen dominanten institutionellen Habitus“ erzeugt, „der nicht an die Trägerschaft gebunden ist“ und „eine verstärkte Ausrichtung der Schulen auf den Elternwillen“ fördert, die ihrerseits damit als Kunden angesprochen würden (S. 206).

Der Elternwille sowie die Rolle der Eltern auf dem Bildungsmarkt stehen im letzten Abschnitt des Bandes im Mittelpunkt. Eltern als Akteure spielen zwar in allen Beiträgen eine Rolle, tauchen allerdings in der Regel nur implizit als diejenigen auf, die bestimmte Schulen für ihre Kinder wählen oder sich in Gründungsinitiativen zusammenfinden, um angesichts ihrer Unzufriedenheit mit der Situation im öffentlichen Schulwesen nach Alternativen zu suchen. Wer aber sind die heutigen

Eltern? Wie verstehen sie sich selbst? Was wünschen sie sich von der Schule und was treibt sie zu Privatschulgründungen an? Diese Fragen greift Ilona Ostner aus soziologischer Perspektive auf. Ihr ernüchterndes Fazit ist, dass es in der Soziologie in den letzten Jahrzehnten „so gut wie keine Forschung zu elterlichen Lebenswelten, zum Eigensinn elterlichen Handelns oder zum Selbstverständnis von Eltern vor dem Hintergrund der elterlichen Lebensgeschichte mehr gegeben hat“. Auf der Folie älterer Untersuchungen, die die Eigensicht der Eltern und deren Selbstverständnis im Blick gehabt haben, konstatiert sie für die heutige Zeit Aussagen zu Eltern aus sozialwissenschaftlichen und politiknahen Untersuchungen, in denen jeweils die „Expertensicht“ dominant ist. Die Experten ihrerseits seien gegenwärtig daran orientiert, nach „Druck“ und „Überforderung“ zu suchen, um entsprechende staatliche Interventionen einzufordern (S. 212).

An einzelnen Beispielen aus der Familiensoziologie macht Ostner deutlich, wie sich der Blick von den Eltern in Untersuchungen sehr schnell den Kindern zuwendet: Eltern würden als Ressource für die Entwicklung des Kindes gelten und müssten ihrer Aufgabe der Leistungsförderung des Kindes gerecht werden. Druck und Überforderung würden dann aus Expertensicht zur Folge erklärt und böten das framing, das heutigen Eltern geradezu übergestülpt werde, ohne dass bei derartigen Zuschreibungen eine diachrone Perspektive berücksichtigt werde. Hinzu komme, wiederum aus Expertensicht, der Zweifel an der Kompetenz der Eltern: Sie müsse, so die einschlägige Literatur, erlernt werden: „Guter Schulerfolg fängt bereits bei der Schwangerschaft an!“ (S. 226). Wenn ein derartiges Verständnis die gegenwärtige über die Literatur vermittelte Sicht auf Eltern beinhaltet, nimmt es kaum wunder, dass es zu vermehrten Privatschulgründungen kommt: Eltern wollen ihre selbstverantwortete Elternschaft optimieren und suchen entsprechend nach solchen schulischen Institutionen für ihre Kinder, die eine besondere pädagogische Förderung versprechen, wie etwa die vielen Grundschulen, die in dem letzten Jahrzehnt gegründet worden sind (vgl. Kraul in diesem Band). Dass diese Institutionen, zum Teil aus Elterninitiativen hervorgegangen, spezifische Passungsverhältnisse zu den Eltern (vgl. Helsper et al., Zymek, Krüger et al., Ullrich in diesem Band) aufweisen, steht auf einem anderen Blatt und fordert weitere detaillierte Untersuchungen und Analysen.

Während sich Ostners Beitrag zu den Eltern auf eher allgemeiner Ebene der Konstruktion des Selbstverständnisses von Eltern widmet und dabei ein gewisses framing der Experten ermittelt, das durch seine mediale Verbreitung als Vorgabe für die Schulwahl heutiger Eltern identifiziert werden könnte, untersucht Stephan Köppe das Verhalten von Eltern an Privatschulen in drei Ländern: Deutschland, Schweden und den USA. Dabei bedient er sich einer Klassifikation ihrer jeweiligen Nutzerrolle und unterscheidet zwischen (1) Klienten, die er als passive Nutzer cha-

Private Schulen

Kraul, M. (Hrsg.)

2015, VII, 255 S. 18 Abb., 8 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-07734-1